

Blickpunkt Lateinamerika

www.blickpunkt-lateinamerika.de

AUSGABE 4 • 2017



ARM TROTZ ARBEIT

Titel: Fabrikarbeiter
in Ciudad Juárez

**DIE LASTENTRÄGER
VON „LAS PULGAS“**
Venezuela: Ausbeutung
auf dem Großmarkt



adveniat

für die Menschen
in Lateinamerika

Liebe Leserinnen und Leser!



In dieser Ausgabe geht es um Sklavenarbeit. „Die ist doch lange abgeschafft“, wird mancher von Ihnen einwenden. Und Sie haben Recht: In den USA wurde die Sklaverei per Gesetz 1865, in Brasilien 1888 verboten. Trotzdem gibt es in vielen Teilen der Erde noch immer Arbeitssklaven: Menschen, die zur Arbeit gezwungen werden, Menschen, die ausgebeutet werden. Meist bleiben sie für uns unsichtbar, aber die Produkte, die sie fertigen, nutzen wir täglich.

Zum Beispiel Handys, die Arbeiterinnen und Arbeiter in den mexikanischen Weltmarktfabriken direkt an der US-amerikanischen Grenze im Schichtbetrieb montieren. Die Angestellten haben nicht den Hauch einer Chance, mit dem hart erarbeiteten Geld ihren Familien ein würdiges Leben zu ermöglichen. Ihnen widmen wir unsere Titelgeschichte „Arm trotz Arbeit“ (S. 6 – 13).

Blickpunkt Lateinamerika berichtet aber auch von Menschen, die solche unwürdigen Arbeitsverhältnisse zu verändern versuchen: In Venezuela setzt sich die christliche Arbeiterjugend für die Lastenträger auf dem Großmarkt von Maracaibo ein (S. 14 – 17) und zeigt ihnen Wege aus dem Elend. In Brasilien befreit Dominikanerpater Xavier Plassat Sklavenarbeiter, die wie Leibeigene in der Landwirtschaft schuften, ohne dafür jemals Lohn zu bekommen (S. 18–20).

All diese Menschen und Initiativen sind Partner unserer diesjährigen Weihnachtsaktion „Faire Arbeit. Würde. Helfen.“, mit der sich Adveniat für faire und menschenwürdige Arbeitsbedingungen in Lateinamerika und der Karibik einsetzt (S. 22). Eine Aktion, die sich aus der Weihnachtsskollekte und Spenden finanziert. Helfen Sie mit!

Viel Freude beim Lesen und eine gesegnete Adventszeit!

P. Michael Heinz

Pater Michael Heinz SVD
Hauptgeschäftsführer

Nachrichten aus Lateinamerika	4
Titel	
Arm trotz Arbeit	6
Mexiko: Fabrikarbeiter in Ciudad Juárez	
Hintergrund	
Die Lastenträger von „Las Pulgas“	14
Venezuela: Ausbeutung auf dem Großmarkt	
Hintergrund	
Befreit, aber noch lange nicht frei	18
Sklaverei in Brasilien	
Kultur	
Krippenbauer aus Leidenschaft	21
Adveniat aktuell	22



Titel: Standbild für die Arbeiter und Arbeiterinnen in den Maquilas von Ciudad Juárez, Mexiko.
Foto: Jürgen Escher

Rückseite: Lastenträger Vicente González auf dem Großmarkt in Maracaibo, Venezuela.
Foto: Marco Antonio Bello

Impressum

Herausgeber

Bischöfliche Aktion Adveniat e. V.
Abt. Öffentlichkeitsarbeit
Leiter: Christian Frevel

Redaktion Nicola van Bonn (verantw.)

Mitarbeit an dieser Ausgabe

Thomas Milz, Sandra Weiss, Kathrin Zeiske

Unbenannte Artikel und Fotos Adveniat

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Lektorat Ulrike Anders

Dokumentation Martina Fornet Ponce

Layout und Grafik unikat GmbH, Wuppertal

Druck und Versand Ortmeier Medien

Dieses Heft wurde auf
100 % Recyclingpapier gedruckt.

Erscheinungsweise vierteljährlich

ISSN 1433 – 7568

Anschrift der Redaktion

Bischöfliche Aktion Adveniat e. V.
Redaktion Blickpunkt Lateinamerika
Gildehofstraße 2, 45127 Essen
Tel.: 0201 1756-0; Fax: 0201 1756-111
blickpunkt@adveniat.de
www.adveniat.de

Spenden bitte auf unser Konto bei der Bank im Bistum Essen, IBAN: DE03 3606 0295 0000 0173 45
BIC: GENODE33BBE

ClimatePartner
klimaneutral

Druck | ID: 53402-1306-1004

Vaterunser der Campesinos vom Andenhochland

Vater aller Verfolgten, aller ungerecht Behandelten.
Vater unser,
der du bist auf Erden,
der du bist im Leben aller Menschen,
die Gerechtigkeit suchen und versuchen, dir zu dienen.

Dein Name wird nicht geheiligt
von jenen, die dein Ebenbild im Menschen zerstören,
indem sie ihn im Namen des Gottes „Geld“ ausbeuten
und unterdrücken.

Dein Name wird geheiligt
in den armen und einfachen Leuten,
die ihre Hoffnung auf dich setzen.

Dein Reich komme,
dein Reich der Freiheit und der Liebe, der Geschwisterlichkeit
und der Gerechtigkeit, des Rechtes und des Lebens,
der Wahrheit und nicht der Lüge.

Dein Wille geschehe,
nicht der Wille derer, die einen Platz einnehmen wollen,
um zu herrschen, zu zerstören, sich zu bereichern
und das Volk zu versklaven.

Unser tägliches Brot gib uns heute,
das Brot der Versammlungs- und Organisationsfreiheit,
das Brot einer Schulausbildung auch für die,
die in einer Hütte aus Karton und Wellblech hausen,
das Brot der medizinischen Versorgung für alle,
das Brot deines Wortes.

Und vergib uns unserer Schuld.
Vergib uns, wenn wir aus Angst schweigen und nicht sagen,
was nach deinem Willen gesagt werden muss.
Vergib uns, Herr, wenn wir nicht teilen.

So, wie wir denen vergeben,
die uns raubten,
was nach deinem Willen uns gehören soll.

Denn dein Reich ist das Reich und die Kraft
und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Aus: Sigmund Graf Adelman und Peter Hertel (Hg.),
Gemeinsam unterwegs. Partnerschaft
mit der Kirche Boliviens. Hildesheim: Bernward 1990, S. 227 f.

Quechua-Frau in ihrer
Küche in Combayo, Peru
Foto: Achim Pohl

MEXIKO

Gesetz gegen das Verschwindenlassen



Überall in Ciudad Juárez sieht man Suchplakate.
Foto: Jürgen Escher

Die mexikanische Abgeordnetenkammer hat am 12. Oktober 2017 das Gesetz gegen gewaltsames Verschwindenlassen einstimmig angenommen. Das Gesetzespaket soll in Zukunft die aktive Suche nach Vermissten durch unterschiedliche staatliche Institutionen vorantreiben und die Angehörigen der Opfer unterstützen. Der Senat verabschiedete die Reform bereits im April.

Effektivere Aufklärung und Einbindung der Angehörigen

Das Gesetz sieht ein landesweites System zum Auffinden der Vermissten vor. Dazu gehört eine nationale Suchkommission, die von Experten sowie spezialisierten Polizeieinheiten unterstützt wird. Angehörige und Zivilgesellschaft sollen dabei in Form eines Bürgerrats miteingebunden werden. Die Aufklärungsrate soll außerdem durch die Schaffung einer Spezialstaatsanwaltschaft mit Vertretungen auf lokaler Ebene erhöht werden. In einem national geführten Register werden künftig alle vermissten Menschen erfasst. Der aktuelle Stand der Ermittlungen ist dort für die Angehörigen einsehbar. Zudem werden die Strafen für das gewaltsame Verschwindenlassen drastisch erhöht. Tätern droht eine Haftstrafe zwischen 40 und 60 Jahren. Für die Umsetzung der beschlossenen Maßnahmen investiert die Regierung umgerechnet 22,5 Millionen US-Dollar.

Mit diesem Gesetz reagiert die mexikanische Regierung auf die Forderungen nationaler und internationaler Menschenrechtsorganisationen. Diese wurden vor allem nach dem bis heute unaufgeklärten Verschwinden der 43 Studierenden von Ayotzinapa immer lauter. Die Zahl der Mexikaner, die gewaltsam entführt und häufig nie wieder aufgefunden werden, ist in den letzten zehn Jahren stetig angestiegen und hat inzwischen eine noch nie da gewesene Dimension erreicht. Allein 2017 gelten mehr als 33.000 Personen als vermisst.

Internationaler Druck

Vor diesem Hintergrund übten auch die Vereinten Nationen Druck auf die mexikanische Regierung unter Präsident Enrique Peña Nieto aus, das seit drei Jahren verhandelte Gesetzespaket endlich auf den Weg zu bringen. Lob für das neue Gesetz kam vom Internationalen Roten Kreuz: „Es stellt einen wesentlichen Schritt dar, um den Bedürfnissen der Betroffenen und deren Familien gerecht zu werden.“ (aj)

Weitere aktuelle Nachrichten und Hintergrundberichte finden Sie täglich auf unserer Homepage:
→ www.blickpunkt-lateinamerika.de

BRASILIEN

„Zeugnis einer traurigen Realität“

Zunehmende Kindersterblichkeit, steigende Suizidzahlen sowie eine auf hohem Niveau verbleibende Mordrate – die Situation der indigenen Völker Brasiliens hat sich auch 2016 weiter verschlechtert.

Zu diesem Schluss kommt der am 5. Oktober 2017 vorgestellte Jahresbericht des Indigenenmissionsrats Cimi (Conselho Indigenista Missionário) zur Lage der indigenen Völker Brasiliens. „Für uns gibt es bei der heutigen Vorstellung unseres Berichts keinen Grund zur Freude. Im Gegenteil, er ist ein beschämendes Zeugnis einer traurigen Realität in diesem Land, das sich christlich nennt“, sagte Cimi-Präsident Roque Paloschi in Brasília. „Diese Realität ist von der Missachtung und der Nichterfüllung der Gesetzgebung seitens der Exekutive, der Legislative und der Judikative geprägt.“

#ZukunftAmazonas

Adveniat setzt sich für den Schutz der bedrohten Völker im Amazonasgebiet ein – als Projektpartner von Cimi (www.cimi.org.br) und als Mitglied des Panamazonischen Netzwerks Repam.

Helfen Sie mit: Kampagne #ZukunftAmazonas

Roberto Liebgott, Organisator des Jahresberichts, sieht die Verantwortung für die prekäre Situation der Ureinwohner Brasiliens in der Politik. So sind laut Cimi 836 der insgesamt 1.296 indigenen Gebiete Brasiliens immer noch nicht offiziell anerkannt. Laut geltender Verfassung von 1988 hätte dieser Prozess jedoch bereits 1993 abgeschlossen sein müssen. Völker wie die Guarani-Kaiowa im Teilstaat Mato Grosso do Sul leiden massiv unter der ungeklärten Landfrage. Vertreibung, Gewalt und Armut lassen die Selbstmordrate steigen. 2016 nahmen sich 30 Indigene der Guarani-Kaiowa das Leben; im Vorjahr waren es 45. Laut Cimi-Bericht liegt die Suizidrate bei Indigenen rund dreimal so hoch wie beim Rest der Bevölkerung.

Die Zahl der ermordeten Indigenen ging 2016 zwar um 19 Fälle auf 118 zurück, bleibt damit aber auf einem

hohen Niveau. Seit 2013 sind die Zahlen sprunghaft angestiegen und liegen rund doppelt so hoch wie zu Beginn des Jahrtausends. Sie basieren auf Informationen des staatlichen Indigenen-Gesund-



Dom Roque Paloschi, Erzbischof von Porto Velho, zu Besuch in der Tenharin Comunidad Mafui. Foto: Jürgen Escher

heitsdienstes Sesai. Dabei fehlen jedoch meist Angaben zu Opfern und Tätern. Deshalb hat Cimi 56 Morde selbst erfasst und untersucht. Besonders besorgniserregend sei die Situation im Gebiet der Yanomami. In dem Gebiet zwischen Orinoco und Amazonas bedrohen und töten in den letzten Jahren verstärkt illegale Goldsucher die dort lebende Urbevölkerung. Nicht zuletzt verseuchen sie Flüsse und Böden mit Quecksilber und berauben die Yanomami damit ihrer Lebensgrundlage.

Auch bei der Kindersterblichkeit ragen die Yanomami-Gebiete negativ heraus. Hier wurden mit 103 die meisten Fälle gestorbener Kleinkinder bis fünf Jahren registriert. Insgesamt nahm die Kindersterblichkeit von 2015 auf 2016 um 18,5 Prozent zu; 735 Kinder bis fünf Jahren starben, gegenüber 599 im Vorjahr. Laut Sesai sind die Fälle meist auf mangelnde medizinische Betreuung sowie Unterernährung zurückzuführen. Doch der Gesundheitsbehörde fehlen die finanziellen Mittel, um die Arbeit aufrechtzuhalten.

So sei leider kein positives Fazit aus dem Bericht zu ziehen, sagte Leonardo Steiner, Generalsekretär der Brasilianischen Bischofskonferenz. „Jahr für Jahr stellen wir diesen Bericht vor, und die Gewalt geht immer weiter. Irgendwann müsste sie doch einmal aufhören, sind die ursprünglichen Bewohner unseres Landes doch diejenigen, die uns helfen, unsere brasilianische Kultur zu bewahren“, so Steiner bei der Vorstellung des Jahresberichts. Das deutsche Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt die Publikation des Berichts seit Jahren. (tm)

Arm trotz Arbeit

MEXIKO: FABRIKARBEITER IN CIUDAD JUÁREZ

TEXT: KATHRIN ZEISKE, FOTOS: JÜRGEN ESCHER

Die mexikanische Wirtschaftsmetropole Ciudad Juárez ist ein Anziehungspunkt für Menschen aus dem ganzen Land. Denn hier, in den großen Fabriken an der Grenze zu den USA, gibt es Arbeit. Für die meisten der Zugezogenen bleibt der Traum von einem besseren Leben jedoch unerfüllt: Trotz harter Schichtarbeit führen sie ein Leben in Armut.

Arbeitsviertel am Stadtrand von Ciudad Juárez.



Auf der Anhöhe sind solide Straßenzüge angelegt, glänzend schwarzer Asphalt, Stromkästen und Straßenlaternen. Doch die Häuser am Rande der Industriemetropole Ciudad Juárez bestehen aus Paletten, Spanplatten und Wellblech. Neugierige Kinder schauen hinter einer Waschmaschine hervor, die vor einer notdürftig zusammengezimmerten Hütte schleudert. Vor der provisorischen Haustür, einer Decke mit

Pferdemotiv, sitzen zwei junge Frauen auf einem ausrangierten Sofa. Sie sind akkurat geschminkt, die eine trägt Stiefel mit Silberpailletten. Auch die Kinder sind modisch gekleidet. Man soll ihnen die Armut nicht ansehen. Und aus den USA wird täglich billige Secondhand-Kleidung angeschwemmt. Unzählige Menschen kommen Jahr für Jahr aus den ländlichen Gemeinden im tropischen Süden oder im karsten Norden Mexikos



in die Grenzstadt, um Arbeit zu finden. Und davon gibt es in der Boomtown, die sich seit der Gründung der Freihandelszone zwischen Mexiko, den USA und Kanada (Nafta) im Jahr 1994 zur am schnellsten wachsenden Stadt des Landes entwickelt hat, genug. In über 300 Fabriken wird hier von Autositzen über Smartphones bis hin zu Glasfaserkabeln alles gefertigt, was der Weltmarkt verlangt. Große Lastzüge karrern zollfrei Materialien und Fertigprodukte über die Grenzbrücken zwischen El Paso und Juárez hin und her und sind in der Lage, die Waren im Stundentakt in die US-amerikanische Infrastruktur einzubinden. Doch die Arbeit in den Fabriken der multinationalen Konzerne, den sogenannten Maquilas, ist so hart wie schlecht bezahlt.

30 JAHRE IN DER MAQUILA

Ana María „Anita“ Villareal arbeitet seit 30 Jahren in der Maquilaindustrie. Aktuell ist sie in der Früh- schicht in der Kantine einer Maquila, die Heißwasserboiler herstellt, eingesetzt. Eigentlich wollte sie studieren, doch ihr Vater war dagegen, dass sie dafür das Dorf in Zacatecas verlässt. Schließlich erlaubte er ihr, ihren älteren Schwestern nach Juárez zu folgen. Damals war sie 16. Mit 17 fing auch sie an, in einem der zahlreichen Montagebetriebe der Stadt zu arbeiten. Heute sind ihre beiden ältesten Töchter so alt wie Anita damals. Sie hofft, dass sie die Schule abschließen, damit ihnen andere Lebenswege offenstehen.

Maquila-Arbeiter auf dem Weg nach Hause.

„Es ist schwierig, mit dem geringen Lohn über die Runden zu kommen“, erklärt die 47-Jährige in Jeans und Cowboystiefeln. 600 Pesos verdient sie in der Woche, umgerechnet etwa 33 Euro. „Aber so haben wir wenigstens eine Krankenversicherung und das Haus wird abgezahlt.“ In ihrem Viertel Portal del Roble stehen Hunderte winziger Reihenhäuser, bunt gestrichen oder unverputzt aneinander. Eine reine Schlafstätte für die Arbeiterschaft der Weltmarktfabriken. Erst aus der Nähe wird die Armut gewahr. Als sie vor acht Jahren hierher zogen, war es ein Neubaugebiet im Nirgendwo. „Hier sollen wir wohnen? Ich hatte meine Zweifel“, erinnert sich Anita. Ihre Töchter stehen um fünf Uhr auf, um zur nächsten Oberschule zu fahren.

Durch den Zustrom von Arbeitern aus dem ganzen Land ist Ciudad Juárez in den letzten Jahrzehnten enorm angewachsen. Nach Norden und Osten hin fasst die Grenze zu den USA die Stadt ein. Eine braune Linie, die sich am Horizont entlang zieht. Eine Mauer steht hier längst. Sie trennt Juárez von ihrer texanischen Schwesterstadt El Paso. Im Westen schließen die schroffen Hügel der Sierra de Juárez die Stadt ein. Nach Süden hin wächst sie in die unendlich erscheinende Wüstenlandschaft hinein. Ein Großteil der Bevölkerung kommt aus anderen Bundesstaaten.

Zwischen 2008 und 2012, als Juárez in einer Art Kriegszustand versank, kehrten viele in ihre Heimatorte zurück. Das mächtige Sinaloakartell versuchte,





Maquilas die Basis einer Gesellschaft, die von Armut, Marginalisierung und Gewalt geprägt ist. Die Missionarinnen der María Dolorosa, ein in Ciudad Juárez ansässiger Orden, haben zur gleichen Zeit als Anita nach Portal del Roble zog, in dieser entlegenen Gegend ein Schwesternhaus gegründet. Gleich nebenan, im Viertel Carlos Chavira, wo auch die einzige Kapelle weit und breit steht. „Uns war klar, dass sich hier die wirklich Armen ansiedeln.“

das Juárezkartell aus seiner Hochburg zu vertreiben und sich damit die Vorherrschaft über den Drogenkorridor in die USA zu sichern. Täglich starben Menschen im Kugelhagel des erbitterten Kampfs, mehrere Tausend im Jahr. Militär und Bundespolizei besetzten die Stadt. Die Landesregierung von Veracruz stellte den Menschen sogar Busse für die Rückkehr zur Verfügung. Auch Anita und ihr Mann überlegten, zu gehen. Doch dann hätten sie das Haus verloren. Heute sind manche der ehemaligen Rückkehrer wieder in Juárez. Denn hier gibt es Arbeit für 250.000 Menschen. Gerade werden weitere 25.000 Arbeiter gesucht. Die Zeiten der Militarisierung sind vorbei, die Maquilawirtschaft an der Grenze floriert – allen Drohungen des US-amerikanischen Präsidenten Donald Trump zum Trotz.

KRIEG ALS NORMALZUSTAND

„Doch Juárez krankt in seinem Herzen“, glaubt Schwester Elisa Anguiano. Für sie schaffen die

„WAS KOMMT AUF DEN TISCH?“

Die Schwestern leisten Beistand und Seelsorge – denn die Familien leben hier in den vergessenen Häusermeeren im Süden der Stadt trotz der Enge sehr für sich, beinahe isoliert. Es gibt keine sozialen Einrichtungen, keine Vereine, kaum Parks mit ein wenig Grünfläche. Die einzigen „öffentlichen Räume“, in denen sich Menschen manchmal treffen und austauschen, sind die Häuser, in denen das kleine Wohnzimmer halb zum Geschäft umfunktioniert ist. Ein offenes Ohr ist oft bitter nötig. Für alle Sorgen und Nöte sind die Schwestern da, wie etwa die ewig wachsenden Schulden und die häufige Frage: Was stelle ich den Kindern auf den Tisch? Selbst für trockenes Brot und schrumpelige Früchte seien alle dankbar.

Während ihre Eltern arbeiten, bleiben die Kinder alleine. Und kehren sie von der Schicht nach Hause zurück, sind sie oft zu müde, um sich ihrer anzuneh-

Viele Wohnhäuser am Stadtrand von Ciudad Juárez sind verlassen. Die Bewohner flohen, als die Gewalt zwischen Drogenkartellen und Staat eskalierte.



men. Schwester Elisa beobachtet immer wieder, wie Drogenbanden die Situation ausnutzen, um Nachwuchs in den neuen Armenvierteln zu rekrutieren. Viele Auftragskiller seien erst 14 Jahre alt, berichtet sie. Selbst beim Spielen werde die Gewalt offenbar: „Hier spielen die Kinder die Gewalt, die sie erleben.“ Dass direkt neben der Siedlung ein Jugendgefängnis gebaut wurde, ist sichtbarer Ausdruck dieses Problems.

PATCHWORKFAMILIE AUS DER NOT HERAUS

Auch bei Krankheit oder Tod stehen die Schwestern den Familien zur Seite. Wie Alberto Domínguez, dessen Frau vor einem halben Jahr an Krebs starb – innerhalb von wenigen Monaten. Es war Schwester Esperanza Salcido, die bei der kranken Lupita blieb, während ihr Mann arbeitete. „Eine schwere Zeit“, erinnert sie sich. Die Krankheit hat die Familie in tiefe Schulden gestürzt: zu viele „Sonderbehandlungen“, teure Untersuchungen und Medikamente, die die öffentliche Krankenversicherung nicht übernahm. Das Haus, auf dem umgerechnet noch etwa 10.000 Euro lasteten, konnte die Familie allein mit dem Lohn von Alberto nicht halten. „Doch heute haben neue Zeiten begonnen“, sagt Schwester Esperanza lächelnd.

Alle Möbel von Alberto und seinen drei Kindern stehen im Hof seiner Schwägerin Verónica Lamas. Sie ziehen zusammen, gründen eine Patchworkfamilie

aus der Not heraus. „Es ist bitter, das eigene Heim zu verlassen“, sagt Alberto und schüttelt niedergeschlagen den Kopf. „Alles Geld, das in diesem Haus steckt, ist verloren. Ein paar Unterschriften und innerhalb von fünf Minuten ist alles weg, wofür du jahrelang gearbeitet hast.“ Es fällt an die staatliche Sozialbaugesellschaft zurück. Damit sie nicht auf der Straße stehen, hat Verónica ihn und seine drei Kinder aufgenommen. Sie und ihre beiden Mädchen rücken zusammen. Kinderzimmer werden geteilt und Regale gezimmert, um die Habseligkeiten der beiden Familien unterzubringen. Aus Taschen und Kisten quillt Kinderkleidung mit Disney-Aufdrucken.

NUR NICHT IN DER MAQUILA ARBEITEN

Alberto ist nachmittags auf Schicht. Er schneidet Autokabel zurecht, neun Stunden lang. Verónica arbeitet in der Nachtschicht. Im Stehen, damit niemand einschläft. „Füße, Rücken und Augen tun einem weh“, erzählt sie. Fünf Minuten hat sie, um zur Toilette zu gehen, eine halbe Stunde zum Essen, dann nochmal 15 Minuten Pause. Im Morgengrauen ist sie wieder da und beginnt mit der Hausarbeit. Wann sie schläft? Irgendwann nachmittags, wenn mal Zeit ist. Ein kraftraubender Alltag. Doch Verónica lächelt. Jetzt muss sie wenigstens die Mädchen nachts nicht mehr bangen Herzens einschließen. Im gemeinsamen Haus ist nun immer jemand bei den Kindern. Dass die Maquila nicht über dem Familienleben stehen darf, da

Schwester Elisa Anguiano und Schwester Esperanza Salcido im Gespräch mit der Patchworkfamilie von Alberto und Verónica.



sind sie sich einig. Die älteren Kinder sprechen über die Schule, die Kleinen hocken mit einem riesigen Plüschhund zusammen. Sie haben große Pläne, wollen Polizistin, Tierärztin oder Köchin werden. Nur nicht in der Maquila arbeiten.

Hinter den Industrieparks geht die Sonne unter. Sie spiegelt sich in dem bronzenen Denkmal, dass an einer der mehrspurigen Schnellstraßen der Stadt steht. Ein sozialistisch anmutendes Arbeiterstandbild: eine Frau in Arbeitskittel und ein Mann mit freiem Oberkörper, er einen Hammer, sie Handschuhe in der Hand, glücklich vorwärtsstrebend. Ein Abbild der Tausenden Menschen, die zum Schichtwechsel durch die Fabriktore der Stadt strömen. Im Osten von Juárez, wo ausladende Villen in Privatstraßen stehen, exquisite Restaurants Meeresfrüchte anbieten und große Bäume über grünen Golfanlagen Schatten spenden, liegt eine andere Welt.

„REALISTISCHE LOHNKOSTEN“

„Ich habe selbst mit drei Nähmaschinen und zwei kleinen Kindern zuhause meine Produktion angefangen“, sagt Cecilia Levine. Jeder könne es schaffen und durch harte Arbeit zu Wohlstand zu kommen, meint die Unternehmerin. Sie pendelt zwischen New York und Ciudad Juárez und besitzt Montagebetriebe diesseits und jenseits der Grenze sowie in China. Sie sieht sich in der Verantwortung gegenüber ihren Angestell-

ten, trotz des knallharten globalen Wettbewerbs, Aufträge für den Standort Juárez an Land zu ziehen. „Das kann ich aber nur mit realistischen Lohnkosten.“

Die Worte der resoluten Geschäftsfrau von altersloser Schönheit wirken rational und kalkuliert. Dass ihre „realistischen“ Löhne Ausbeutung bedeuten, gibt sie nicht direkt zu. Aber offenbar will sie Abbitte leisten – mit dem Bau einer gigantischen Kathedrale auf dem Gelände, auf dem der Papst im Februar 2016 seinen Gottesdienst hielt. Inmitten eines Parks mit Permakultur und Salons für kulturelle Projekte soll der architektonische Prachtbau stehen. Die meisten Einwohner der Stadt werden nicht einmal das Geld haben, den Bus hierher zu nehmen. Doch wer trägt die Verantwortung dafür? Cecilia Levine schüttelt den Kopf. „Müsste nicht der Staat für bessere Wohnbau- und Gesundheitsprogramme sorgen? Müssten nicht die Verbraucher gewillt sein, höhere Preise zu zahlen?“ Vermutlich sind unzählige Autos und Haushalte auf der ganzen Welt mit Produkten ausgestattet, die in Ciudad Juárez gefertigt oder montiert wurden.

Fritz Langs Filmklassiker Metropolis scheint in Ciudad Juárez eine moderne Version gefunden zu haben – eine Großstadt, in der sich alles um Arbeit dreht und in der die Menschen in zwei Klassen aufgespalten sind: jene, die umgeben von schönen Gärten im Luxus leben, und jene, die an den Maschinen der Unterwelt stehen.

Die neu gebaute
Maquila der
Firma Bosch in
Ciudad Juárez.



„Die Armen sind unsichtbar“

In der Stadt der Maquilas gibt es nur eine einzige Anwältin für Arbeitsrecht. Susana Prieto vertritt die Arbeiterinnen und Arbeiter der Weltmarktfabriken von Ciudad Juárez vor Gericht. Als Jugendliche arbeitete sie selbst in einem Montagebetrieb. Ihre Kanzlei gleicht einer Festung, doch Morddrohungen, Attacken und Kriminalisierungsversuchen zum Trotz setzt sich die Juristin für das ein, woran sie glaubt: Recht und Gerechtigkeit. Kathrin Zeiske hat sie interviewt.



Frau Prieto, gelten die Arbeitsrechte in der Stadt der Arbeit?

In den Montagebetrieben herrschen sklavenähnliche Zustände, die niemand zu sehen bekommt. Jede Fabrik ist eine Welt für sich, von Mauern, Stacheldraht, Kameras und Wachposten umgeben.

Warum berichtet die lokale Presse nicht darüber?

Weil die Unternehmen dann keine Werbung mehr bei ihnen schalten – das wäre ein Todesurteil für die lokalen Medien. Ciudad Juárez ist ein Paradies für die globale Montageindustrie. Investoren bekommen von den Politikern garantiert: Hier wirst du keinerlei Probleme mit Gewerkschaften haben. Das halten wir dir vom Hals! Der Standort Juárez bietet absolute Gewinngarantie.

Oben: Die Anwältin Susana Prieto hat ihren Wohnsitz sicherheits halber nach Amerika verlegt.

Es gibt also keine Gewerkschaften in Ciudad Juárez?

Keine, die sich wirklich für Arbeitsrechte einsetzen. Dennoch gibt es viele Streiks. Doch Streikende werden sofort entlassen und alle anderen eingeschüchert. Kein einziger Fernsehkanal, keine einzige Zeitung berichtet. Ein historischer Moment aber war der Papstbesuch im letzten Februar, als Franziskus die Maquilas als „moderne Sklaverei“ bezeichnete und die anwesenden internationalen Medien das Thema aufgriffen. Erstmals gab es Lohn erhöhungen, um die Wogen zu glätten.

Hier in der Stadt klaffen die sozialen Gegensätze auseinander ...

Lexmark, Lear, IBM, Bosch, Delphi, all diese millionenschweren Unternehmen sind hier ansässig. Es gilt, die Dimensionen von Reichtum und Gewinn zu betrachten. Die Arbeiterinnen und Arbeiter wollen schließlich nicht die Firma übernehmen, sondern ihre Kinder in Würde großziehen und ihnen eine Ausbildung ermöglichen, die Kette der Armut durchbrechen. Doch die Armen sind unsichtbar, sie interessieren nicht.

Die Menschen sind arm trotz Arbeit?

Mit diesen Löhnen kann keiner überleben. Dabei sind es qualifizierte Industriearbeiter, auch wenn sie vielleicht keinen Schulabschluss haben. Wir könnten diese Arbeit jedenfalls nicht machen. In den Montagebetrieben von Juárez wird Windenergietechnik entwickelt, Laptops für Apple, Stromtransformatoren für ganze Städte. Erst wenn die Menschen gemäß des Wertes ihrer Arbeit bezahlt werden, kann man von Gerechtigkeit sprechen.

Viele nehmen die miserablen Löhne in Kauf, um wenigstens eine Krankenversicherung zu haben...

Das öffentliche Gesundheitssystem Mexikos macht sich zum Komplizen der Weltmarktunternehmen. Arbeitsunfälle und Folgeschäden werden nicht anerkannt. Unzählige Menschen sind nach 30 Jahren arbeitsunfähig und haben keinen Anspruch auf Rente. Es sind soziale Kämpfe, die keiner wahrnimmt, derer sich keiner annimmt. Die Arbeiterinnen und Arbeiter sind Helden für mich. Sie kämpfen in der Maquila genauso wie zuhause.



Die Missionarinnen der María Dolorosa

In den Häusermeeren im Süden von Ciudad Juárez sind die Missionarinnen der María Dolorosa tätig. Hier leben Migrantenfamilien aus dem ganzen Land. Ihr Alltag ist bestimmt von der Schichtarbeit in den Weltmarktfabriken – und von bitterer Armut.

Die Ordensfrauen stehen ihnen zur Seite – in Vierteln, die reine Schlafstätten sind. Hier leben Familien isoliert in ihren winzigen Reihenhäusern, die sie oft niemals abbezahlen können. Das Einkommen reicht – wenn überhaupt –, um das Nötigste zum Leben, die Rechnungen und das Busticket für den Schulweg der Kinder zu bezahlen. Vater und Mutter wechseln sich ab. Einer bleibt bei den Kindern, während der andere zur Fabrikschicht geht. Alleinerziehende haben diesen Luxus nicht. Wenn sie zur Nachtschicht das Haus verlassen, schließen sie ihre Kinder ein, um sie vor Gefahr zu schützen.

Schwester Esperanza, Schwester Ramona und Schwester Elisa leben in den gleichen bescheidenen Verhältnissen wie die Menschen um sie herum. Sie pflegen Kranke, verteilen Lebensmittel an Bedürftige, geben Nähkurse und haben ein offenes Ohr für alle Sorgen und Nöte der Menschen. Vor allem aber gehe es darum, die eigene Würde wiederzufinden, sagt Schwester Elisa.

In Gesprächsrunden geben die Ordensfrauen konkrete Lebenshilfen und stärken vor allem den Frauen den Rücken. Für viele Menschen sind sie ein Hoffnungsschimmer im Wüstenstaub.

Wenn Sie die Arbeit der Schwestern unterstützen wollen, füllen Sie bitte die Einzugsermächtigung auf der letzten Heftseite aus (Stichwort: Familienhilfe MEX) oder überweisen Sie Ihre Spende direkt auf das Konto der Bischöflichen Aktion Adveniat bei der Bank im Bistum Essen: IBAN DE03 3606 0295 0000 0173 45, BIC GENODED1BBE.

¡Muchas gracias!



Die Missionarinnen der María Dolorosa unterwegs zu den neu hinzugezogenen Migrantenfamilien am Stadtrand von Ciudad Juárez.

Die Lastenträger von „Las Pulgas“

VENEZUELA: AUSBEUTUNG AUF DEM GROSSMARKT VON MARACAIBO

AUTORIN: SANDRA WEISS, FOTOS: FLORIAN KOPP

Auf dem Großmarkt von Maracaibo herrscht ein gnadenloser Konkurrenzdruck. Die Christliche Arbeiterjugend setzt sich für bessere Arbeitsbedingungen und alternative Perspektiven ein.

Schon früh am Morgen herrscht in „Las Pulgas“, dem Großmarkt von Maracaibo, der bedeutenden Hafenstadt an der Meerenge zwischen Maracaibo-See und dem Golf von Venezuela, karibisches Durcheinander. Schreiend überbieten sich die Händler im Anpreisen ihrer Waren, ihr Gebrüll mischt sich mit laut plärrender Musik zu einem ohrenbetäubenden Lärm.

Vicente González schiebt seinen Handkarren durch die engen Gassen auf dem Markt „Las Pulgas“.

Es gibt nichts, was es hier nicht gibt, brüsten sich die Venezolaner, und so unrecht haben sie nicht: Früchte und Gemüse, Fleisch, Fisch, Getreide, Drogeriewaren, Spielzeug, Kleidung, Schreibwaren, Autoersatzteile, Bars, Bordelle und ein eigenes Marktradio bietet dieser quirlige Konsumtempel. In einem Land, das außer Erdöl wenig produziert, lebt der Großteil der Bevölkerung vom Handel. Selbst Drogen und Waffen findet die Polizei hier regelmäßig bei ihren unangemeldeten Kontrollen. Doch diese Eingriffe stören das Geschäft immer nur kurzzeitig. Über zehn Blocks erstreckt sich das bunte, unübersichtliche Gewirr aus Baracken und Ständen.

In der aufsteigenden Tropenhitze entfaltet sich eine beißende Geruchsmischung aus Fisch, vergärendem Abfall und Alkohol. Irgendwo ist ein Abwas-

serrohr geplatzt. Die dunkle Brühe hat sich ausgerechnet in den Gang ergossen, in dem Vicente González seinen Handkarren abstellt. Es stinkt zum Himmel, aber das scheint niemanden zu stören. Denn Samstage sind gute Tage, vor allem für den 29-jährigen Lastenträger. Nachdem Wirtschaftskrise, Hyperinflation und eine Razzia den Handel vor ein paar Monaten deutlich gebremst haben, ist es heute endlich wieder voll auf dem größten Markt Venezuelas.



Alle paar Minuten wird Vicente gerufen und setzt seinen eisernen Karren, der einem übergroßen Einkaufswagen ähnelt, in Gang. Seine Flipflops sinken ein in der Melange aus Müll und Abwasser, die den Boden bedeckt. Geschickt manövriert er den Wagen durch die Menge, belädt ihn mit einer halben, geschlachteten Kuh, die in ein Kühllager gebracht werden muss, mit 20 Laib Frischkäse, die an die Zwischenhändler geliefert werden, mit Säcken voller Maniok und Ananas. Die Radlager seines Wagens ächzen unter den Lasten, die bis zu 400 Kilogramm wiegen, „vor allem früh morgens, wenn ich die LKWs der Großhändler ablade“, erzählt er. Vicente wischt sich den Schweiß an seinem T-Shirt ab. Es muss schnell gehen – je mehr Fahrten er macht, desto mehr Geld verdient er.



Doch in der Eile wird jede Unebenheit zur Tortur, jedes Schlagloch zur gefährlichen Falle. Verunglückt ein Lastenträger, ist er darauf angewiesen, dass sich jemand seiner erbarmt und ihn ins nächste Krankenhaus bringt. Dann hat er Glück. Hat er Pech, wird er liegen gelassen und sein Wagen gestohlen. „Das ist schlimm, denn ein Wagen kostet 150.000 Bolivares [das entspricht etwa 50 US-Dollar zum Schwarzmarktkurs], und wir müssen den Preis dann beim Vermieter abstottern“, erzählt Vicente. Ein harter Schlag bei einem Einkommen von durchschnittlich 20.000 Bolivares täglich, von dem noch die Wagenmiete (700 Bolivares), das Busticket (300 Bolivares) sowie Essen und Trinken (2000 Bolivares) abgehen.

JEDER IST SICH SELBST DER NÄCHSTE

In „Las Pulgas“ kämpft jeder ums eigene Überleben. „Es gibt Trickdiebe, die dich ablenken und dir dann einen Sack vom Wagen stehlen“, erklärt Vicente. „Du musst dann den Schaden begleichen, und der Kunde, der ohnehin glaubt, wir seien alle Diebe, wird dich nie wieder beauftragen.“

Vicentes Lebensweg gleicht dem vieler junger Indigener der Wayuu, die auf der Suche nach Arbeit und einem besseren Leben in den Armenvierteln am Stadtrand von Maracaibo gestrandet sind. Gesellschaftlich sind sie doppelt ausgegrenzt – als Arme und Indigene, denen nur allzu oft mit rassistischen Vorurteilen begegnet wird. Zuhause war die Not so groß, dass Vicente die Schule mit 14 abbrach und sich eine Arbeit suchte. Der Markt war das Naheliegendste, denn dort fragt niemand nach Alter, Schulnoten oder Fähigkeiten. Was zunächst als Notlösung gedacht war, entpuppt sich als Falle. „Unsere Arbeit ist nicht anerkannt, und wenn du sagst, dass du als Lastenträger arbeitest, halten dich die anderen automatisch für einen Kriminellen“, schildert Vicente. Er hat deshalb immer ein sauberes T-Shirt dabei, damit er sich vor der Heimfahrt umziehen kann. Und wenn er nach seiner Arbeit gefragt wird, erzählt er, er verkaufe Waren auf

dem Markt. Einen anderen Job? Vielleicht einen mit sozialer Absicherung? Vicente zuckt mit den Schultern. „Gibt es kaum für Leute wie mich, und dann bezahlen sie nur den Mindestlohn von 148.000 Bolivares monatlich. Davon kann keiner leben.“ Einen Job beim Staat, dem größten Arbeitgeber in Venezuelas Erdölsozialismus? „Dazu braucht man Beziehungen“, sagt Vicente. Ein Cousin hat es geschafft: vom Lastenträger ins Rathaus, als Sozialreferent. Er ist Vicentes großes Vorbild, doch er fühlt sich zu ungebildet, um es ihm gleichzutun.

KONTAKT AUF AUGENHÖHE

Wer so wenig von sich hält, wer so auf sich alleine gestellt ist wie die Lastenträger von „Las Pulgas“, wer von der Hand in den Mund lebt, hat keine Freizeit und meist keine Kraft, über den eigenen Tellerrand zu blicken. Niemand weiß das besser als Orlando Machado, der als Teenager selbst auf dem Markt geackert hat. Heute ist der 34-Jährige Generalsekretär der Christlichen Arbeiterjugend (JOC) und Partner von Adveniat. „Wir versuchen, den Jugendlichen bewusst zu machen, in welcher Situation sie leben und wie sie daran etwas ändern können“, erläutert Machado. Dabei gilt: Der Kontakt findet immer auf

Früh am Morgen starten die Lastenträger am Hafen von Maracaibo.



Rechts: Orlando Machado lädt die Lastenträger auf dem Markt „Las Pulgas“ zu einer Veranstaltung der JOC ein.

Unten: Die Brüder Nelson und Alejandro Rivera auf dem Markt in Maracaibo.

Augenhöhe statt, und die Initiative für Veränderung muss von den Betroffenen selbst ausgehen. Die JOC-Mitarbeiter sehen sich als Katalysatoren. Eine Mammutaufgabe in einem Land, das seit 70 Jahren in Petrodollars schwimmt und dessen Regierungen seither nichts anderes getan haben, als das Geld nach

Fußballturniere zum Beispiel, die die Solidarität der Jugendlichen untereinander stärken. Einmal legten alle zusammen und kauften einen Sack Zement, um die Schlaglöcher auszubessern; sogar ein T-Shirt als gemeinsame Uniform legten sie sich zu. „Mit einer Uniform bist du wer“, sagt Vicente. Doch inzwischen sind die T-Shirts verschlissen und viele neue Arbeiter dazugekommen – ein Projekt in solch instabilen Verhältnissen aufrecht zu halten, sei nicht einfach, räumt Machado ein. Aber gerade in Venezuela, wo über die Hälfte der Bevölkerung und vor allem die Jugend im informellen Sektor arbeitet, sind solche Initiativen unerlässlich.

DAS RECHT AUF WÜRDE

Vicente ist auf dem Sprung. Er will in einer Krabbenfabrik anheuern. Auch dort gibt es keine Sicherheit und Kontinuität, es wird nur saisonal gearbeitet, aber immerhin hätte er dort einen Monatsvertrag. Andere, wie die Brüder Alejandro und Nelson Rivera, haben es weiter gebracht: Beide fingen als kleine Kinder an, Plastiktüten zu verkaufen, dann arbeiteten sie als Lastenträger. Ihre alleinerziehende Mutter fand in der JOC eine große Unterstützung bei der Erziehung ihrer beiden Söhne. „Die JOC hat uns immer wieder ermutigt, zu studieren, und stets war jemand da, wenn es Probleme oder Rückschläge gab“, erzählt Alejandro, der inzwischen eine Ausbildung zum Krankenpfleger macht. Auf dem Markt arbeitet er nur noch ab und zu. Allerdings nicht mehr als Lastenträger: Er betreut stundenweise den Stand seines Onkels, um sein Taschengeld aufzubessern. Sein Bruder Nelson studiert Jura und plant, sich auf Arbeitsrecht zu spezialisieren. „Was hier in Las Pulgas abgeht, verletzt das allerwichtigste Recht des Menschen: das Recht auf Würde“, sagt er. „Das möchte ich ändern.“



Gießkannenprinzip zu verteilen, anstatt es dauerhaft und nachhaltig in Bildung und Diversifizierung der Wirtschaft zu investieren.

INITIATIVE ERGREIFEN

In „Las Pulgas“, wo ihre Arbeit vor zehn Jahren begann, hat die JOC dennoch einiges erreicht. Gemeinsame Feste und

Die Straße als Schule des Lebens

Ernesto Rodríguez (26) aus Caracas ist Mitglied des nationalen Koordinierungsteams der Christlichen Arbeiterjugend (JOC) in Venezuela. Sandra Weiss hat mit ihm gesprochen.

Was ist die JOC und was sind ihre Ziele?

Wir sind eine Jugendbewegung. Gegründet wurde die JOC im Jahr 1924 von einem belgischen Priester namens Joseph Cardijn, der später Kardinal wurde. Es ging darum, die Soziallehre der Kirche in die junge Arbeiterschaft zu tragen und gegen Ungerechtigkeiten zu kämpfen. Nach Venezuela kam die Bewegung 30 Jahre später und breitete sich zunächst in den Industriestädten Valencia und Ciudad Guayana aus. In den 1970er-Jahren löste

Wie sieht die Arbeit der JOC konkret aus?

Wir suchen vor allem Kontakt zu Jugendlichen aus den ärmsten, bildungsfernen Schichten. Sie haben oft die Schule abgebrochen, um zu arbeiten. Mit traditionellem Frontalunterricht oder Fortbildungskursen erreicht man sie nicht, schon gar nicht in wirtschaftlich so schwierigen Situationen wie der aktuellen Krise in Venezuela. Wir suchen sie deshalb direkt an ihren Arbeitsstellen auf, schließen mit ihnen Freundschaft und versuchen, lang-

bereich. Schätzungsweise drei Millionen arbeiten im informellen Sektor, also mehr oder weniger auf der Straße, und sind dabei auf sich allein gestellt.

Derzeit arbeitet ihr hauptsächlich auf den Märkten, wie geht ihr da vor?

Über Gespräche ermuntern wir die Jugendlichen, sich ihrer Würde und der ausbeuterischen Bedingungen bewusst zu werden, damit sie selbst Veränderungen anstoßen – individuelle und kollektive. Wichtig ist, dass alles aus ihrer eigenen Überzeugung heraus geschieht. Wir geben deshalb keine Lösungen vor. Die Jugendlichen sollen ihre eigenen Ideen entwickeln und einbringen.

Eigenverantwortung ist vermutlich schwierig in Venezuela, weil hier oft die Einstellung herrscht, der Staat sei dazu da, den Reichtum zu verteilen und die Bürger müssten lediglich die Hand aufhalten ...

Ja, in der klassischen Bildung kommt das viel zu kurz. Da werden Inhalte abgehakt, aber wenig hinterfragt. Die Lebenswirklichkeit der Schüler bleibt außen vor. Deswegen fallen sie oft zwischen Sekundar- und Oberstufe aus dem Bildungssystem heraus. Venezuela war schon immer eine reine Erdölökonomie, das hat die Mentalität und die Arbeitswelt pervertiert. In den vergangenen Jahren hat sich das noch verschärft, durch die politische Polarisierung und die klassische Armenfürsorge, die nichts grundlegend am Modell der Abhängigkeit der Bürger von Staat und Erdöl ändert.



sich die JOC aus der Kirchenhierarchie und wurde eine laizistische Organisation. Solidarität und Nächstenliebe und die Botschaft von Jesus Christus sind jedoch noch immer unsere Prinzipien. Wir verstehen unsere Arbeit als gelebten Glauben und jede Veränderung als Christus' Werk. Unser Ziel ist Bildung durch konkrete Aktion, so eine Art Schule des Lebens.

sam einen Prozess des Nachdenkens über das eigene Leben in Gang zu bringen.

Wo und wie arbeiten die Jugendlichen in Venezuela?

Rund zwei Millionen arbeiten im formalen Sektor mit Arbeitsverträgen. Vor allem im Einzelhandel und Dienstleistungs-

Links: Ernesto Rodríguez im Büro der JOC in Caracas.

Befreit, aber noch lange nicht frei

SKLAVEREI IN BRASILIEN

TEXT: THOMAS MILZ, FOTO: FLORIAN KOPP

Brasilien schaffte die Sklaverei als letztes Land der Erde erst 1888 ab. Bis dahin waren über 5 Millionen Afrikaner hierher verschleppt worden, mehr als in irgendein anderes Land der Welt. Doch auch 130 Jahre später werden hier noch immer Tausende Menschen zur Arbeit gezwungen.

„Die Schwarzen haben keine Herren mehr, sie haben nun das Recht, Bürger zu sein und ohne Vorurteil zu leben.“ Mit leiser Stimme singt Dona Juscelina Gomes dos Santos das Lied, das ihr Onkel ihr in ihrer Kindheit beigebracht hat. Der habe selbst noch als Sklave auf den Feldern seines Herrn schuften müssen, bevor Kronprinzessin Isabella am 13. Mai 1888 das „Goldene Gesetz“ erließ, das die Sklaverei in Brasilien beendete, erzählt sie.

Die 1930 geborene Juscelina organisiert seither an jedem 13. Mai, dem staatlichen Gedenktag der Sklavenbefreiung, ein Fest – so hat sie es ihrem Onkel versprochen. Vor ihrem Haus, dem Sitz der „Comunidade Quilombola“ des Städtchens Muricilândia, startet traditionell der Gedenkmarsch. Die Organisation vertritt die Belange der Menschen mit afrikanischen Wurzeln, der Nachfahren einstiger Sklaven, und kämpft für deren Rechte sowie dafür, dass endlich Schluss ist mit der Ausbeutung.

EIN SCHLECHTES HERZ

Doch bis heute entdecken Beamte des Arbeitsministeriums bei ihren Kontrollen immer wieder Menschen, die wie Sklaven gehalten und zur Arbeit gezwungen werden. Auch hier in Muricilândia und Umgebung, einer Region im Teilstaat Tocantins, mitten im Herzen Brasiliens, wo die zentralbrasilianische Savanne in den dichten Amazonasurwald übergeht. Mit ihrer Familie war Juscelina 1962 hierhergekommen, damals „eine Lagune und Wald, soweit das Auge reicht.“ Heute prägen Felder das Bild. Die sich unaufhaltsam nördlich ins Amazonasgebiet hinein verschiebende Agrargrenze hat die Region längst überrollt.

Ihr folgen arme, landlose Familien aus ganz Brasilien auf der Suche nach einem Auskommen. Doch statt eines Stückes Land erwarten sie neue Abhängigkeiten. „Erst letzte Woche haben wir hier in der Nähe eine Person aus der Sklaverei befreit“, erzählt Xavier Plassat, Dominikaner und Koordinator der Kampagne zur Bekämpfung von Sklavenarbeit bei der katholischen Landpastoral. „Hast du das mitbekommen?“, fragt er die 86-Jährige. „Es gibt immer noch Menschen, die ein schlechtes Herz haben“, erwidert sie kopfschüttelnd.

GEZIELTE VERSCHULDUNG

Vor dreißig Jahren hat der Franzose den Kampf gegen die Sklaverei in seiner Wahlheimat Tocantins aufgenommen. Mit einem der ersten Laptops bewaffnet, registrierte er damals ein Phänomen, das es laut der brasilianischen Regierung überhaupt nicht mehr gab: die Sklaverei. „Es ist eine neue Art der Sklaverei, nicht mehr die altbekannte“, erklärt Plassat. In Brasilien herrsche eine Lohnsklaverei: Statt mit der Peitsche würden die Menschen durch wirtschaftliche Abhängigkeit zur Arbeit gezwungen.

Nachdem man sie unter falschen Versprechen angelockt hat, präsentiert ihnen der Landbesitzer plötzlich Rechnungen für Anreise, Kost und Logis, die stets den versprochenen Lohn übersteigen. Heraus aus dem Teufelskreis der Verschuldung finden sie dann nicht mehr. Oft ergeben sie sich auch freiwillig diesem Schicksal, garantiert die Abhängigkeit ihnen doch wenigstens das blanke Überleben.

Penibel hat Plassat jahrelang jeden Fall aufgenommen und seine erschreckenden Ergebnisse an die Landpas-

Rechts: Bruder Xavier Plassat und der befreite Arbeitssklave João Luis da Costa.



toral weitergeleitet. Die versuchte, mit Kampagnen im In- und Ausland Druck auf Brasiliens Regierung auszuüben. Doch die Politiker stellten sich lange Zeit taub. Die auf den Feldern, an den Holzkohlemeilern und in den Viehställen der Farmer schuftenden Arbeiter blieben unsichtbar. Auf den Beistand der Behörden und der Justiz konnten sie nicht zählen.

RECHT AUF ENTSCHÄDIGUNG

Erst 1995 gab der damalige Präsident Fernando Henrique Cardoso dem Druck nach, erließ Gesetze gegen die Sklaverei und setzte ein mobiles Inspektionsteam ein. Bis heute gibt es zwar keine strafrechtliche Verfolgung der Täter, aber immerhin eine zivilrechtliche. Und das bedeutet das Recht auf Entschädigung. Zudem werden die Sklavenhalter und ihre Unternehmen auf eine schwarze Liste gesetzt, die ihnen den Zugang zu staatlichen Krediten versperrt. Die bereits beschlossene Enteignung entsprechender Betriebe und Ländereien wurde 2015 jedoch von der Bundesanwaltschaft blockiert.

Für João Luis da Costa haben die Anwälte der Landpastoral vor Gericht 13.000 brasilianische Reais – etwa 3.400 Euro – Lohnnachzahlung und eine Entschädigung erstritten. Vierzehn Monate lang hat João auf einer Farm mitten im Nirgendwo geschuftet, ohne jemals den versprochenen Lohn und die Verpflegung zu sehen. Dann entdeckte ihn der mobile Einsatztrupp des Arbeitsministeriums. Jetzt ist er im Übergangshaus „Dona Olinda“ untergekommen, das die Landpastoral in Tocantins betreibt.

João sei kein typischer Fall, erklärt Plassat. Eigentlich sei er zu gut gebildet, um in die Sklaverei zu gelangen. Doch mit Mitte Sechzig stand er ohne Rente da und fiel auf das Lockangebot eines Farmers herein. Normalerweise seien es einfache Bauernfamilien, Landlose, die sich von den „Gatos“, den für die Farmer arbeitenden Schleppern, anlocken ließen, so Plassat.

Jônatas Andrade, Arbeitsrichter in Marabá, hält einen Vortrag vor Jurastudenten der Universität von Araguaína, der größten Stadt im Norden Tocantins. Er sei gerade von einem Besuch auf Kuba zurückgekehrt, und dort gebe es keine Lohnsklaverei. Schützen Bildung und Aufklärung, wie es sie in Kuba gibt, vor solch einem Schicksal? Seit Jahren arbeitet Andrade mit Plassat und der Landpastoral zusammen. Gemeinsam haben sie Studien über die moderne Sklaverei in Brasilien durchgeführt, haben Film- und Buchprojekte realisiert, die die Bevölkerung über die Gefahren aufklären und

sie somit vor der Versklavung bewahren sollen. Es war Andrades Idee, dafür Teile der Strafzahlungen der überführten Sklavenhalter zu verwenden.

EIN HEIM FÜR BEFREITE SKLAVEN

Mit Geld aus diesem Topf wurde auch das Übergangshaus „Dona Olinda“ am Stadtrand von Araguaína gebaut, in dem befreite Sklaven wie João erst einmal unterkommen können.

Derzeit stehe es kritisch um die Bekämpfung der Sklavenarbeit, erklärt Plassat. Der seit 2016 regierende umstrittene Präsident Michel Temer habe wegen angeblich leerer Kassen die Mittel für die Bekämpfung der Sklaverei gekürzt. Im ersten Halbjahr 2017 konnten deshalb nur 44 Einsätze durchgeführt werden, gegenüber rund 300 in den Vorjahren. Anfang Oktober wurde dann André Esposito Roston, der Chef der Sondereinheit des Arbeitsministeriums, entlassen, nachdem er die Kürzungen kritisiert hatte. Kurz darauf erließ die Regierung zudem eine Verordnung, die die Auslegung der Kriterien für Sklaverei aufweicht. Sehr zur Freude der Agrar-Lobby. Doch das kann Plassat von seiner Mission nicht abbringen. Er habe das Gefühl, ein „wirklich sinnvolles Leben“ zu leben. Die zahlreichen Menschenrechtspreise, die sein Büro schmücken, geben ihm Recht. Die meisten wurden der Landpastoral im Ausland verliehen. Daheim erhalte man für die Arbeit eher Morddrohungen. Doch die lächelt Plassat weg. Denn zu seiner Arbeit gibt es keine Alternative.

ZUGANG ZU EIGENEM LAND

Wie effektiv die ist, zeigt ein Blick auf die Zahlenreihen seines Laptops: 52.067 Namen sind darin aufgelistet; dahinter stehen 52.067 Biografien, Menschen, die seit 1995 aus der Sklaverei befreit werden konnten. Plassat hat jedes einzelne Schicksal registriert. Deshalb weiß er auch, dass mit der Befreiung nicht automatisch alles wieder gut wird. „Manche Arbeiter, die wir aus Sklavenarbeit befreit haben, gehen später wieder zurück in die Ausbeutung“, erzählt er. Ihnen fehle eine Perspektive und der Glaube, es aus eigener Kraft zu schaffen, die Familie durchzubringen. Ohne eine lang geforderte echte Landreform, die den Landlosen den Boden für ihren Überlebenskampf zur Verfügung stellt, sei das Problem nicht zu lösen, meint Plassat. Doch auf solch eine Reform warten die Ärmsten Brasiliens nun schon seit 1888: „Man sagte den Sklaven damals: ›Ihr seid frei‹. Aber frei wozu, wenn man keinen Zugang zu Land hat?“

Krippenbauer aus Leidenschaft

TEXT: THOMAS MILZ



Links: In Kursen, die von Menschen aller Altersstufen besucht werden, entstehen Krippen aus unterschiedlichsten Materialien.

Unten: Jone Cezar de Araújo in seiner Werkstatt. Fotos: privat

„So zog auch Josef von der Stadt Nazaret in Galiläa hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, die Betlehem heißt; denn er war aus dem Haus und Geschlecht Davids. (...) Als sie dort waren, kam für Maria die Zeit ihrer Niederkunft, und sie gebar ihren Sohn, den Erstgeborenen. Sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war.“ – So lautet die Stelle des Lukasevangeliums, die eine jahrhundertealte Tradition begründete: die der Weihnachtskrippe.

Das ganze Jahr über hält Jone Cezar de Araújo Ausschau nach Werkstoffen. „Ton, Holz, Steine, Moose, Samen, getrocknete Blumen, alles was man so in der Natur findet. Und recycelbares Material. Aus transparenten Plastikflaschen kann man regelrechte Vitrinen mit Mini-Krippen darin bauen“, erzählt der 61-Jährige Künstler aus dem südbrasilianischen Florianópolis. Vor 25 Jahren wurde er eingeladen, eine Krippenlandschaft auf dem zentralen Platz seiner Heimatstadt zu gestalten. Bis dahin hatte sich der ehemalige Verwaltungsmitarbeiter als Künstler

vor allem mit Fotografien, Gemälden und außergewöhnlichen Karnevals-kostümen einen Namen gemacht. Eine so gigantische Krippenlandschaft war Neuland für ihn. Jone Cezar de Araújo entwickelte eine Leidenschaft, die ihn bis heute gefangen hält.



„Ich begann, über Krippen zu forschen, schließlich haben wir hier wenig fundiertes Wissen darüber“, erzählt er. Seine Wissbegier führte ihn nach Betlehem, Spanien und Italien, wo er 2005 mit einem Preis für eine besonders originelle Krippe bedacht wurde. Zurück in Florianópolis gründete er 2006 den Krippenkulturverein „ICP – Instituto Cultural e Presepista“. An seinen Krippenbaukursen, die er seither gemeinsam mit zahlreichen freiwilligen

Helfern organisiert, konnten bislang rund 120 Kinder aus ärmeren Familien teilnehmen.

„Man lernt in den Kursen nicht nur, eine Krippe zu bauen“, so Jone, „sondern auch Selbstvertrauen. Wir wollen die Entwicklung der Kinder insgesamt fördern.“ Für die Kinder und Jugendlichen sei der Krippenbau oft ein erster Schritt, etwas selbstständig und selbstbewusst mit den eigenen Händen zu schaffen. Eine Erfahrung, die prägt.

„Heutzutage dreht sich ja in unserer kapitalistischen Konsumgesellschaft alles um die großen Geschenke. Ich stamme aber aus einer armen Familie, in der es – wenn überhaupt – nur kleine Geschenke gab. Deshalb war für uns Weihnachten stets eher ein Moment der Verbrüderung, bei dem das gemeinsame Aufbauen der Krippe und des Weihnachtsbaums besonders wichtig war“, beschreibt der Künstler seine eigene Kindheitserfahrung. Eigentlich sei das stets der Höhepunkt des ganzen Fests gewesen, sagt er lachend.

ADVENIAT ERÖFFNET WEIHNACHTSAKTION 2017 IN PADERBORN

„Faire Arbeit. Würde. Helfen.“

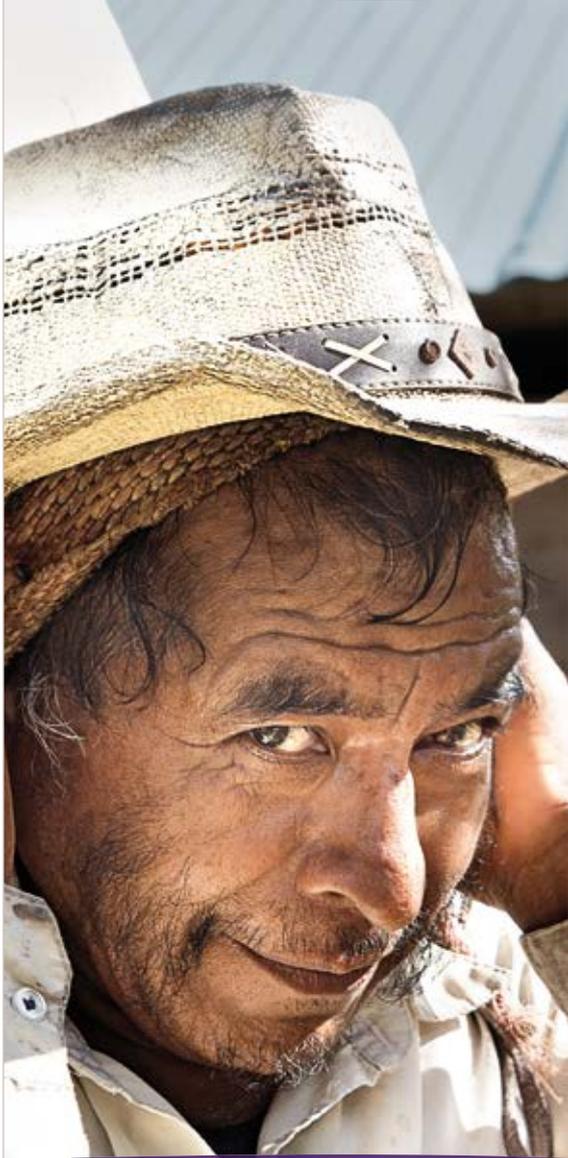
Die andauernde Ausbeutung von Arbeitenden und die Not derer, die auf der Suche nach einem Auskommen zu leichten Opfern skrupelloser Profiteure werden, lassen Adveniat's Projektpartner nicht ruhen. Sie setzen sie sich für faire Arbeitsbedingungen, gerechte Entlohnung und menschenwürdige Lebensverhältnisse ein. Sie kämpfen beispielsweise für die Befreiung aus der Sklaverei in Brasilien, für Bildungschancen von Jugendlichen in Venezuela, für neue Perspektiven für obdachlose und ausgebeutete Frauen oder für eine solidarische Landwirtschaft in Mexiko. Auch Papst Franziskus betont immer wieder die Bedeutung menschenwürdiger Arbeit bei der Armutsbekämpfung: „Man bietet den Armen keine wahre Hilfe, ohne dass sie Arbeit und Würde finden können.“ Deshalb hat das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat die diesjährige bundesweite Weihnachtsaktion der katholischen Kirche unter das Motto „Faire Arbeit. Würde. Helfen.“ gestellt.

**Weihnatskollekte 2017
am 24. und 25. Dezember**
www.adveniat.de
#faireArbeit

Eröffnet wird diese am ersten Adventssonntag, 3. Dezember 2017, im Erzbistum Paderborn. In den Monaten November und Dezember sind Adveniat-Aktionspartner aus Mexiko, El Salvador, Venezuela, Peru und Brasilien in den deutschen Bistümern unterwegs, um von ihrer vielfältigen Arbeit zu berichten. Die Weihnachtskollekte am 24. und 25. Dezember in allen katholischen Gottesdiensten Deutschlands ist für Adveniat und die Hilfe für die Menschen in Lateinamerika und der Karibik bestimmt. Spendenkonto bei der Bank im Bistum Essen, IBAN: DE03 3606 0295 0000 0173 45.

Unterstützt wird die Adveniat-Weihnachtsaktion in diesem Jahr auch von katholischen Verbänden wie dem Kolpingwerk, der Katholischen Arbeitnehmerbewegung (KAB), der Katholischen Landjugendbewegung (KLJB) und dem DJK Sportverband. (ck)

Mehr Infos: www.adveniat.de/weihnachtsaktion



Erzbistum Paderborn

adveniat
für die Menschen
in Lateinamerika

Faire Arbeit.
Würde. Helfen.

www.adveniat.de

WELTTAG FÜR MENSCHENWÜRDIGE ARBEIT

„Gleichgültigkeit tötet“

„Menschenwürdige Arbeitsbedingungen dürfen nicht länger das Privileg der reichen Länder bleiben“, forderte Hauptgeschäftsführer des Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat, Pater Michael Heinz, zum Welttag für menschenwürdige Arbeit, der jedes Jahr am 7. Oktober begangen wird. Nach wie vor schufteten Zigtausende Menschen unter prekären und ausbeuterischen Bedingungen als Hausbedienstete, Straßenhändler und Tagelöhner. Je geringer die Qualifikation, desto höher sei die Gefahr, in ein solches Arbeits- und Abhängigkeitsverhältnis zu geraten. „Die Maquilas in Lateinamerika, in denen auch für den europäischen Markt Kleidung und andere Produkte gefertigt werden, zeigen: Arbeitsplätze werden dorthin verlagert, wo man den Arbeiter- und Umweltschutz umgehen und Löhne senken kann“, beklagt Heinz.

Gleichzeitig werde Lateinamerika als billiger Rohstofflieferant benutzt. „Die Gleichgültigkeit gegenüber der Herkunft von Rohstoffen tötet“, bringt Pater Michael Heinz das Problem auf den Punkt. Die rücksichtslose Ausbeutung von Erdöl, Metallen und anderen Ressourcen für die Produktion hierzulande zerstört die Territorien der ursprünglichen Völker in anderen Weltregionen. „Die indigenen Völker müssen in die Lage versetzt werden, für ihre Rechte zu kämpfen“, so Heinz. Diese Möglichkeit bietet das einzige verbindliche internationale Abkommen zum Schutz indigener Völker, das „Übereinkommen über eingeborene und in Stämmen lebende Völker in unabhängigen Ländern“ der Internationalen Arbeitsorganisation ILO. Es garantiert u.a., dass die betroffenen Völker angehört werden müssen, wenn auf ihrem Gebiet Rohstoffe

ausgebeutet werden. Bisher haben nur 22 Staaten das Abkommen ratifiziert – Deutschland ist nicht darunter. „Wer die schleichende Ausrottung dieser Völker verhindern will, muss das Übereinkommen ratifizieren“, fordert der Adveniat-Hauptgeschäftsführer Pater Heinz von der künftigen Regierung. (sun)



Wachpersonal vor einer Maquila in El Salvador. Foto: Jürgen Escher

MEXIKO

Soforthilfe für Erdbebenopfer



20.000 Euro Soforthilfe hat Adveniat für die Opfer des verheerenden Erdbebens in Mexiko zur Verfügung gestellt. „Die Situation [...] ist dramatisch“, erklärte der Mexiko-Referent des Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat, Reiner Wilhelm, kurz nachdem am 19. September 2017 die Erde bebte. Besonders betroffen

waren die Hauptstadt des Landes sowie der rund 120 km südöstlich von Mexiko-Stadt liegende Bundesstaat Puebla. Insgesamt sind etwa 20 Millionen Menschen betroffen. „Wir stehen mit unseren Partnern vor Ort in engem Kontakt“, sagte Wilhelm.

Der Vorsitzende der Mexikanischen Bischofskonferenz, José Francisco Robles Ortega, berichtete von einer breiten Welle der Solidarität: „Tausende von Händen haben Ketten des Lebens gebildet, um zu retten, zu versorgen und alles Menschenmögliche zu tun.“ Die Kirche vor Ort sammelte Informationen aus allen betroffenen Regionen und koordinierte Hilfsaktionen.

Das Beben mit einer Stärke von 7,1 ereignete sich auf den Tag genau 32 Jahre nach der Erdbebenkatastrophe von 1985. Damals kamen etwa 10.000 Menschen ums Leben. Auch im etwa 800 Kilometer vom Epizentrum entfernt gelegenen San Cristóbal de las Casas sei der Erdstoß deutlich zu spüren gewesen, berichtet Adveniat-Projektpartner Bruder Joachim Mnich. Adveniat unterstützt derzeit insgesamt etwa 350 Projekte in Mexiko mit einer Summe von 1,8 Millionen Euro. (ck)

Unten: Adveniat-Projektpartner Yolia verteilt Hilfsgüter in Mexiko-Stadt. Foto: privat

„Die Arbeit hier in Las Pulgas verletzt
das wichtigste Recht des Menschen:
das Recht auf Würde.“

**Nelson Rivera, ehemaliger Lastenträger
in Maracaibo, Venezuela**

